

Gemütliches Beisammensein im Elfenbeinturm

Bildungssystem Von ganz unten nach ganz oben: Der American Dream ist in der Schweiz eher möglich als in anderen Ländern. Aber das Gymnasium bleibt nach wie vor den privilegierten Schichten vorbehalten.

TEXT DIANA FREI

Der Rektor eines Zürcher Gymnasiums gab den 12-jährigen Schüler*innen in seiner Begrüßungsrede kürzlich Folgendes mit auf den Weg: «Es ist entscheidend, dass ihr in den nächsten Wochen herausfindet, ob euch das, was wir hier tun, gefällt. Wenn ja, dann bleibt am Gymnasium. Wenn nicht, so gibt es bessere Wege für euch.» Offensichtlich sprach er damit an, dass auch Schüler*innen die Aufnahmeprüfung geschafft haben könnten, die mit dem Leistungsdruck am Gymnasium überfordert sein werden. Möglicherweise sprach er aber auch die an, die in der Presse unlängst die «falschen» Gymi-Schüler*innen genannt wurden – diejenigen, die von den Eltern dank Nachhilfestunden und sanftem erzieherischem Druck gepusht werden, aber im Grunde zu wenig eigene Motivation mitbringen.

«Ich würde nicht sagen wollen, es sind falsche Schüler*innen am Gymi, aber es könnten noch mehr richtige aus bildungsfernen Familien sein», sagt Sybille Bayard, stellvertretende Chefin Bildungsplanung und Leiterin Bildungsmonitoring der Bildungsdirektion Zürich. «Es gibt Jugendliche, die das Potenzial fürs Gymi hätten, aber gewisse Ressourcen für den Selektionsprozess nicht haben – wie etwa elterliche Unterstützung oder Geld für Nachhilfestunden.»

Letztes Jahr hat die Bildungsdirektion die Ergebnisse der fünften Erhebung der Zürcher Längsschnittstudie veröffentlicht. Die Studie begleitete die Schulkarriere von rund 2000 Kindern während der obligatorischen Schulzeit. Dabei wurde auch die Rolle des Elternhauses untersucht: «Die soziale Herkunft spielt eine massgebliche Rolle dabei, welcher Ausbildungsweg eingeschlagen wird. Insbesondere ist sie relevant dafür, ob eine berufliche Grundbildung oder eine gymnasiale Maturitätsschule aufgenommen wird.» Es sind zum einen die Leistungen an sich, die mit der privilegierten Herkunft in Zusammenhang stehen. Schüler*innen aus privilegierten Familien werden stärker gefördert und unterstützt und nehmen auch häufiger Nachhilfe oder Vorbereitungskurse für die Aufnahmeprüfung in Anspruch. «Eine sozial privilegierte Herkunft geht mit besseren Testleistungen in Deutsch und Mathe nach sechs Schuljahren einher», so die Längsschnittstudie weiter. Dies sind jene beiden Fächer, die im Kanton Zürich an der Aufnahmeprüfung ans Langgymnasium geprüft werden. Für Kinder, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, oder Kinder aus bildungsfernen Haus-

halten wird es also schwierig, wenn es darum geht, altertümliche Sprichwörter zu ergänzen. Zum Beispiel: «Wie man sich bettet, ...» oder «Reden ist Silber, ...». Zudem werden privilegierte Schüler*innen bei gleicher Testleistung auch besser benotet. «Dies könnte darauf zurückgeführt werden, dass Eltern mit sozial privilegierter Herkunft bei den Lehrpersonen eher intervenieren», steht in der Studie.

Die Chancengerechtigkeit als Ziel

Die Chancengerechtigkeit ist aber auf Bundesebene in der Verfassung festgeschrieben, und in allen Kantonen sind Massnahmen getroffen worden: Frühförderung, Lernförderstunden schon in der Volksschule, Deutsch als Zweitsprache, Schulsozialarbeit oder in Zürich etwa Projekte wie QUIMS – «Qualität in multikulturellen Schulen». Mit dem Programm wird die Förderung der Sprache, des Schulerfolgs und der sozialen Integration in Schulen mit ausgeprägter multikultureller Zusammensetzung gestärkt. So erhalten fünfzig Schulen der Stadt zusätzliche finanzielle und fachliche Unterstützung vom Kanton.

«Die Bestrebungen gehen dahin, die Kinder stärker zu fördern statt zu selektionieren. In den letzten zwanzig Jahren ist in der chancengerechten Förderung viel passiert», sagt Bayard. Sie nennt eine Schule, an der die Deutschsaufsätze nach bestandener Aufnahmeprüfung nochmals spezifisch daraufhin angeschaut werden, ob sprachliche Defizite aufgeholt werden müssen. Den betreffenden Schüler*innen wird zusätzlich Unterricht angeboten. Auch im Gymnasium werden Hausaufgabenstunden angeboten, und es stehen Lerneinheiten zur Arbeits- und Lerntechnik auf dem Lehrplan. Die Probezeitaustritte aus dem Gymnasium haben sich in den letzten Jahren denn auch verringert.

Die Zürcher Bildungsdirektion will auch die frühe Förderung weiter ausbauen. Je früher, desto besser und effektiver – das bestätigen alle Studien, und in den Kantonen ist man sich darüber einig (siehe auch Zweittext bezüglich Massnahmen in Basel und Bern).

Der American Dream in der Schweiz

Wie es um die Chancengerechtigkeit in einem Land bestellt ist, hängt aber auch von dessen Bildungssystem ab. Patrick Chuard und Veronica Grassi von der Universität St. Gallen haben im Juli eine vielbeachtete Studie zur

Chancengerechtigkeit in der Schweiz veröffentlicht. Der Befund der Studie ist so frappant wie erfreulich: Die breite Masse erzielt im Erwachsenenalter ein gutes Einkommen – einigermaßen unabhängig von dem der Eltern. Man nimmt an, dass der Grund in der hohen Durchlässigkeit des Bildungssystems liegt.

Mit 12,9 Prozent schafft es sogar ein vergleichsweise hoher Prozentsatz – etwa jedes achte Kind – aus dem untersten ins oberste Einkommensfünftel. Zur Einordnung: Wären die Einkommen der Kinder völlig unabhängig von jenen der Eltern, betrüge die Kennzahl 20 Prozent. Diesen Einkommensaufstieg nennt die Wissenschaft «American Dream». Er wird in der Schweiz eindeutig öfter wahr als in Amerika. Dort schaffen nur 8 Prozent den steilen Aufstieg. Für wie viele Kinder, die unter der Armutsgrenze aufgewachsen sind, dieser American Dream wahr wird, wurde bisher allerdings nicht gesondert erforscht.

In der Schweiz ist es also möglich, auch mit einer Lehre ein gutes Einkommen zu erlangen. Das spricht für das hiesige Berufsbildungssystem. Interessant daran ist aber: Der finanzielle Aufstieg geschieht nicht zwingend über eine gymnasiale und universitäre Karriere, sondern eher über die anderen Wege der Berufsbildung. Und so bleibt es denn dabei: Kinder von gutverdienenden Eltern besuchen viel häufiger das Gymnasium und die Universität.

Die Soziologin Benita Combet sagt dazu: «Entscheidend ist nicht nur, dass die Eltern wissen, wie man die Matheaufgaben löst, sondern auch, wie das Bildungssystem funktioniert.» Combet hat untersucht, inwiefern sich der Einfluss des Elternhauses auf die schulische Laufbahn der Kinder auswirkt. «Privilegierte Eltern wissen, was langfristig zählen wird. Sie wissen, welche Fächerkombination an der Uni gewinnbringend sein wird und welches Unistudium sich später auf dem Arbeitsmarkt finanziell vorteilhaft auswirken wird», sagt sie. Ausserdem hat ein Geldmangel ganz direkten Einfluss auf die Bildungskarriere. «Die Durchlässigkeit des schweizerischen Bildungssystems wird gerne gelobt. Zu Recht», sagt Combet. «Allerdings wird immer so getan, als ob es mit keinen Kosten verbunden wäre, eine nachobligatorische Schule zu besuchen oder einen höheren Bildungsweg einzuschlagen. Das kostet Zeit und Geld. Menschen, die finanzielle Sorgen kennen, drängen eher darauf, schnell einen Job zu bekommen, anstatt noch weitere Jahre kein geregeltes Einkommen zu haben.»

Das Menschenbild am Gymi

In der Schweiz ist es an Sekundarstufen in vielen Kantonen üblich, dass Schüler*innen in Leistungszüge eingeteilt werden, oft können die Hauptfächer zudem auf unterschiedlichen Niveaus besucht werden. Ein Wechsel zwischen diesen Stufen ist möglich. So erzählte eine Sek-Schülerin an einer Zürcher Infoveranstaltung letzten Herbst, wie ihr Lehrer sie ermuntert habe, etwas mehr zu leisten, um in den höheren Leistungszug zu wechseln. Anstrengungen zahlen sich relativ schnell aus. Die Schüler*innen haben die Gelegenheit, ihre Chancen zu erkennen und sich in ihrem Tempo zu entwickeln. «In diesem kooperativen Modell beruht die Schulkarriere nicht auf

Kinder sollten nicht unter der Armut ihrer Eltern leiden. Mit der Einführung von Schuluniformen könnte man einen Schritt in Richtung Gleichberechtigung gehen. Dann gäbe es keine Unterschiede betreffend Markenkleider oder dem Preis der Kleider. Familien mit Kindern sollten ausserdem genug Geld bekommen, um ihre Kinder gut ernähren zu können.

CIRIL, 18 UND ROBIN, 17

einer einzigen Entscheidung, sondern kann immer wieder revidiert werden. Es verringert so im Idealfall soziale Herkunftseffekte», sagt Benita Combet.

Von dieser Durchlässigkeit ausgenommen ist aber in vielen Kantonen das Gymnasium. Combet spricht daher von einem antiquierten Menschenbild, das auf Gymnasialstufe das Bildungssystem prägt. «Hier wird der Glaube an die angeborene Intelligenz gepflegt. Es wird zu wenig berücksichtigt, dass es in den Leistungen der Schüler*innen immer Entwicklungsmöglichkeiten gibt. Eine erhöhte Durchlässigkeit trägt dieser Tatsache besser Rechnung. Das würde genauso auch für das Gymnasium gelten.» Der Glaube an die angeborene Intelligenz, auf der schulische Leistung angeblich ausschliesslich beruht, ist für manche einfach praktisch. Combet meint: «Menschen haben ein Interesse daran, sich in ein gutes Licht zu stellen. Sie sagen viel eher: «Ich habe es bis hierher geschafft, weil ich intelligent bin.» Richtiger wäre: «Ich habe es geschafft, weil ich zufälligerweise das Glück hatte, in einen Haushalt hineingeboren zu werden, in dem ich von Anfang an intellektuell gefördert wurde.» Das Selbstverständnis, dass man ausschliesslich durch eigenen Willen zu seiner gesellschaftlichen Position gekommen ist, ist eine Erzählung, die man aufrechterhalten will.»

Die Theorie der «Lost Einsteins»

Wenn den untersten Schichten die akademische Ausbildung überdurchschnittlich oft verwehrt bleibt, kann es sein, dass Talente übersehen werden. «Man nimmt an, dass in den sozial unteren Schichten Kinder sind, die intelligent sind und eigentlich das Gymi machen sollten. Aber es bestehen Hürden, die sie scheitern lassen. Man spricht hier von «Lost Einsteins»», sagt Ökonom Patrick Chuard von der Universität St. Gallen. «Das ist nicht nur ein moralisches, sondern auch ein wirtschaftliches Problem, da gute Ideen von hellen und in aller Regel gut gebildeten Köpfen die Haupttreiber des Wirtschaftswachstums sind.» In die Chancengerechtigkeit zu investieren, lohne sich auch wirtschaftlich, sagt Chuard: «Ein Franken ist am besten investiert, wenn man Kinder fördert. Sie werden später mehr verdienen, das Geld kommt wieder zurück. Diese Investition ist quasi gratis.»

Soweit die Wissenschaft. Es lässt sich sogar noch weiterdenken: Mehr Chancengerechtigkeit könnte aktuelle Diskurse in der Gesellschaft voranbringen. Denn Schüler*innen aus benachteiligten Haushalten kennen andere Lebenswelten und -bedingungen, allenfalls andere Kulturen. Sie haben ein anderes Bewusstsein dafür, wie die Gesellschaft zusammengesetzt ist und wie die Perspektive sozial schlechter gestellter Menschen aussieht. Je grösser die soziale Durchmischung an einer Schule ist, desto eher könnten also genau die Themen diskutiert werden, die in unserer Gesellschaft an Bedeutung gewinnen. Und desto eher finden diese auch Eingang in die akademische Forschung und wird auch hier die Perspektive derer einbezogen, die allzu oft bloss Forschungsgegenstand bleiben: seien es sozial benachteiligte Menschen, Armutsbetroffene oder Menschen mit Migrationsgeschichte.

«Hohe Akzeptanz»

Frühförderung Chancengerechtigkeit wird in den Kantonen mit einem möglichst breiten Angebot geschaffen.

In der Frühförderung liege ein Riesenpotenzial für die Chancengerechtigkeit, sagt Doris Ilg, stellvertretende Leiterin Volksschulen Kanton Basel-Stadt. Voraussetzung ist, dass Bildungs-, Gesundheits- und Sozialdepartemente zusammenarbeiten: Massnahmen, die den vorschulischen Bereich betreffen, gehen oft über den Zuständigkeitsbereich der Bildungsdirektion hinaus. Im Bereich Frühförderung läge zwar politisches Konfliktpotenzial in Bezug auf die Frage, ab wann sich der Staat ins Private einmischen darf. In Basel ist davon zurzeit wenig zu spüren: «Die einzelnen Massnahmen haben in Basel eine sehr hohe Akzeptanz», sagt Ilg. So erhalten jedes Jahr 1600 Basler Haushalte eineinhalb Jahre vor Kindergartenbeginn einen Fragebogen, mit dem die Eltern zu den Deutschkenntnissen ihrer Kinder befragt werden. Aufgrund der Erkenntnisse werden ganze 40 Prozent aller Kinder noch vor dem Kindergarten zur frühen Deutschförderung verpflichtet. Auch die Eltern werden auf die schulische Begleitung ihrer Kinder vorbereitet und mit Bildungswissen versorgt. Eine weitere Innovation sind die sogenannten Bildungslandschaften: Schulen arbeiten in den Quartieren mit anderen Institutionen zusammen und vernetzen sich. Man will so das Zielpublikum – möglichst alle Kinder – besser erreichen. Ursprünglich hervorgegangen aus einer externen Stiftungsidee, verbreitet sich das Konzept der Bildungslandschaften in Basel zunehmend.

Der Kanton Bern bemüht sich zudem um die Integration junger Geflüchteter. «Flüchtlingskinder sind wegen fehlender Kenntnis der Unterrichtssprache oder fehlender schulischer Sozialisierung oft benachteiligt», sagt Erwin Sommer, Amtsvorsteher der Bildungsdirektion Kanton Bern. Grundsätzlich werden Kinder und Jugendliche aus dem Asylbereich direkt in eine Regelklasse eingeschult und dabei mit zusätzlichen Lektionen in Deutsch unterstützt. Neu zugezogene Jugendliche im Alter von dreizehn bis siebzehn Jahren ganz ohne oder nur mit rudimentären Kenntnissen der Unterrichtssprache, ohne Alphabetisierung oder Schulbildung, die mit der unsrigen vergleichbar ist, würden für die Unterrichtsteilnahme auf Sekundarstufe I oder II fit gemacht. Auch Bern hat die bekannten schulerhöhenden Massnahmen wie Tagesschulen, Sozialarbeit und Frühförderung im Vorschulalter eingeführt. «Frühförderung hilft, die Chancengleichheit zu erhöhen, die Gesundheit zu stärken und Armut zu verhindern und muss auch aus wirtschaftlicher Perspektive als lohnende Investition gesehen werden», hält die Gesundheits-, Sozial- und Integrationsdirektion des Kantons Bern fest.

DIF